

Themtoo, Always for Children, Young Souls Matter

#Metoo, Fridays for Future, Black Lives Matter - all diese Bewegungen sind mittlerweile beinahe jedem ein Begriff. Ein Vorfall, ein Verbrechen, eine Begebenheit, und die Menschen gehen auf die Straße, schreien auf und fordern: „Wacht auf! Seht hin! Bleibt nicht tatenlos und ruhig in euren Sesseln sitzen!“ Sie demonstrieren, protestieren, provozieren.

Um es direkt vorwegzunehmen: Das ist gut! Das ist richtig! Menschen, die auf Missstände aufmerksam machen, die aufschreien und auf die Straße gehen, um sich für eine bessere Welt einzusetzen - sie verdienen Anerkennung und Respekt!

Und dennoch frage ich mich, bei all den Berichten über grauenhafte Taten von Kindesmissbrauch in den letzten Wochen, Monaten, Jahren...:

Wer geht auf die Straße für die, die nicht selber gehen können, weil niemand sie an die sichere Hand nimmt? Wer schreit auf für all diejenigen, die nicht selber schreien können, weil sie schon lange vor Entsetzen verstummt sind? Wer hebt den Teppich an für die, die sich darunter verstecken müssen? Für Kinder, die in ihrem engsten Umfeld keine Sicherheit und Geborgenheit erfahren? Die ständig im Angesicht einer Gefahr leben, die ihnen von gerade den Menschen droht, von denen sie in jeglicher Hinsicht abhängig sind und die sie eigentlich mit Liebe und Schutz auf ihrem Weg ins Leben führen sollten? Gewalt an Kindern, ganz gleich ob physischer, psychischer oder sexueller Art, hinterlässt Spuren. Ein Leben lang!

Die meisten denken nun vermutlich an psychische Erkrankungen. Und liegen damit auch alles anderes als falsch. Posttraumatische Belastungsstörungen, Depressionen, Angst- und Zwangs- oder Essstörungen als traumabedingte Folgen sind nicht selten, ebenso wenig wie Selbstverletzungen, Suizidgedanken oder Suchtmittelmissbrauch. Viele Betroffene benötigen jahrelang therapeutische Begleitung und häufig sind mehrere stationäre Behandlungen in Kliniken unvermeidbar. Die Suche nach einem geeigneten Therapieplatz zehrt an Kraft und Nerven, beinhaltet unzählige Anrufe in psychotherapeutischen Praxen, Erstgespräche und in der Regel monatelange Wartezeiten. Hat man dann endlich jemanden gefunden, bei dem man sich gut aufgehoben fühlt und endlich das nötige Vertrauen gefasst, um intensiver arbeiten zu können, naht doch viel zu schnell wieder das drohende Ende durch den Ablauf der von der Krankenkasse genehmigten Anzahl an therapeutischen Sitzungen.

Doch wie ist es neben den Diagnosen, die sich in einer dicken Akte nach der anderen Stapeln, mit den Spuren im Alltag? Mit denen, die sich als kleine, zarte Verästelungen ganz fein in so viele Lebensbereiche schleichen und immer wieder hartnäckig daran erinnern, dass sie da sind? Oder mit denen, die wie knorrige, dicke Wurzeln aus dem Boden ragen um einen immer wieder darüber stolpern zu lassen?

Wie lebt es sich, wenn man nie weiß, ob nicht im nächsten Moment ein Geruch oder ein Geräusch einen mit voller Wucht in eine alte Erinnerung katapultiert und die schlimmsten Ereignisse des eigenen Lebens in voller Intensität wiedererleben lässt? Wenn einem nie beigebracht wurde, wie man liebt und vertraut? Und man vor lauter Einsamkeit fast umkommt, weil echte Nähe zu gefährlich ist? Unmöglich geworden ist? Wenn man so früh gelernt hat, dass man nicht einmal ein nettes Wort oder einen freundlichen Blick wert ist? Oder man sich beschmutzt und gedemütigt fühlt, sich vor seinem Körper ekelt und dem eigenen Spiegelbild doch niemals entkommen kann? Wenn man sich überall fremd fühlt, so anders als all die „Normalen“?

Würde man 100 betroffene Menschen fragen - man könnte 100 weitere solcher Traumaspuren hier anführen. Dazu kommen Dinge wie Arbeitsunfähigkeit bis hin zur Erwerbsminderung, Arbeitslosengeld- und Sozialhilfebezug oder geringe bzw. fehlende schulische oder berufliche Qualifizierung, die unwiderruflich mit jedem neuen Tag ihre Stempel auf den Lebenslauf drücken. Bis man abgestempelt ist.

Von den Spuren, die Kindheitstraumatisierungen hinterlassen, können nur wenige wieder völlig gelöscht werden. Einige lassen sich verwischen. Sie verblassen, werden dünner. Andere bleiben sichtbar wie eh und je. Und einige scheinen länger und länger zu werden, weil sie immer neue Probleme nach sich ziehen, ganz unvermeidbar. Man kann lernen, mit Dingen umzugehen.

Manchen gelingt dies mehr, anderen weniger gut. Einige Dinge lassen sich leichter händeln, andere schwerer. So individuell, wie jeder Mensch ist, so individuell sind auch die Wege und der Umgang mit allem, was den Alltag verändert, unberechenbar und damit schwierig macht. Betroffene müssen nicht nur mit den Schrecken der Erinnerungen fertigwerden, dem Entsetzen, den Gefühlen von Scham und Demütigung, sondern auch mit den Folgen, die einen noch Jahre und Jahrzehnte später begleiten.

Dafür ist passende professionelle Begleitung notwendig und von unschätzbarem Wert. Doch mindestens ebenso wichtig ist ein haltendes persönliches Umfeld. Freunde und Verwandte, die traumatisierten Menschen mit ein bisschen Verständnis und Empathie begegnen. Sie spüren lassen, dass sie gewünscht sind, auch wenn sie sich selbst für wertlos halten. Was sie nicht brauchen sind Fragen wie: „Kannst Du die Vergangenheit nicht einfach abhaken? Kannst Du nicht einfach anders denken?“ Nein! Können sie nicht! Wenn sie es könnten, sie wären die ersten, die es freudestrahlend einfach tun würden! Sie wissen, wie irrational sie manchmal sind. Was die erwachsen gewordenen missbrauchten Kinder brauchen sind Menschen, die TROTZDEM bei ihnen bleiben und einfach nur da sind. Die akzeptieren, dass sie Schreckliches durchgemacht haben, sich an allgegenwärtige Gefahr anstatt einen sicheren Alltag anpassen mussten und nun Schwierigkeiten haben, ihre Schutzmechanismen loszulassen. Nicht Belehrungen, nicht Worte zeigen den Weg, sondern Taten.

Was ich mir wünsche? Ich wünsche mir, dass die Gesellschaft offener wird für das viel zu oft tabuisierte Thema von Gewalt an und Vernachlässigung von Kindern innerhalb der eigenen Familien. Jungen genauso Betroffene wie Mädchen, Frauen genauso Ausführende wie Männer. Dass Präventionsmaßnahmen unterstützt werden und so vielen Kindern wie möglich dieses Leid erspart bleibt. Damit sie lachen und in Liebe und Sicherheit aufwachsen können, wie es für jedes einzelne Kind selbstverständlich sein sollte. Und dass denjenigen, die ein solches Glück nicht hatten, ein bisschen mehr Verständnis und Offenheit entgegengebracht wird. Dass sie Chancen bekommen, ihren eigenen, ganz persönlichen Weg immer weiterzugehen. Die Chance, kein verlorenes Leben leben zu müssen.

Und Respekt für die enorme Leistung, schlimmste Grausamkeiten überlebt zu haben.

Isabell G.
Juni 2020